

MATTHIEU AIKINS

Die Nackten fürchten kein Wasser

Eine Reise mit
afghanischen Flüchtlingen

Hoffmann und Campe



MATTHIEU AIKINS

Die
Nackten
fürchten
kein
Wasser

Eine Reise mit
afghanischen Flüchtlingen

Hoffmann und Campe





Matthieu Aikins

Die Nackten fürchten kein Wasser

Eine Reise mit afghanischen Flüchtlingen

Aus dem amerikanischen Englisch von Barbara Schaden

Hoffmann und Campe

لچ از آب نمی ترسد

»Der Nackte fürchtet kein Wasser.«

Dari-persisches Sprichwort



Teil 1

Der Krieg

1

Als sich das erste Tageslicht zeigte, beugte ich mich zum Fenster und schaute hinunter. Unter uns Gebirge. Wir flogen der aufgehenden Sonne entgegen, und die schrägen Strahlen ließen die Konturen des kargen, zerklüfteten Lands unter uns in scharfen Kontrasten hervortreten: gefurchtes Braun mit grünen Taleinschnitten, gesprenkelt von Weilern, die nach wie vor nur mit dem Esel erreichbar waren. Wir befanden uns nicht weit von der Stelle, wo Afghanistan, Iran und Turkmenistan zusammentreffen, aber auf welches der drei Länder ich hinunterblickte, konnte ich nicht sagen. An meinem Fenster hatte sich Reif gebildet, der im Morgenlicht rosig leuchtete, wie sicher auch unsere Kondensstreifen für die Menschen unten am Boden.

Ich lehnte mich wieder zurück. Bis Kabul, wo mein Freund Omar mich erwartete, lagen noch ein paar Stunden vor uns. Wenn ich die Augen schloss, konnte ich ihn vor mir sehen, letzten Sommer, als er mich am Flughafen abgesetzt und plötzlich flehentlich meine Hand gepackt hatte:

»Komm wieder, Bruder. Lass mich nicht allein. Alle gehen weg.«

Es war still im Flugzeug. Die wenigen Passagiere, die ich sehen konnte, schliefen vornübergesackt oder über die jeweilige Reihe gestreckt. Auf dem Rückflug nach Istanbul wären die jetzt leeren Sitze von afghanischen Kriegsflüchtlingen besetzt. Vielleicht säße auch auf meinem Platz jemand, der in einem der kleinen Schlauchboote, die sich von der Türkei nach Europa aufmachten, das Meer überqueren wollte. Inzwischen landeten täglich Tausende Flüchtlinge auf den griechischen Inseln, und viele weitere waren unterwegs.^[1] Wir hatten Ende Oktober 2015, und es geschah Wundersames in diesem Herbst, ein ehernes Gesetz wurde gebrochen: Unter dem Gewicht von Menschen hatte sich die Grenze geöffnet.

Seit Jahren, seitdem im Nahen Osten Krieg um sich griff und Millionen Menschen obdachlos machte, war der Druck gegen Europas Grenzen gestiegen. Die Bootsflüchtlinge kamen in der Mehrheit aus Syrien, Afghanistan und dem Irak. Es waren viele Frauen und Kinder unter ihnen, und sie hätten sich eher erschießen als von der Flucht abhalten lassen. Von Griechenland machten sie sich auf den Weg nach Norden durch den Balkan, sammelten sich auf den Plätzen der Innenstädte und an den Grenzübergängen, waren ein Spektakel in den Nachrichten, eine Krise. Um das Auseinanderdriften der EU zu verhindern, hob Deutschland die Regeln auf und ließ die Migranten herein und durch; andere Länder folgten dem Beispiel, und jetzt

waren die fünf Grenzen zwischen Athen und Berlin offen. Rund um die Welt zeigten die Medien, wie Massen von Menschen die offenen Grenzen überquerten, ein Beweis für das Unmögliche, eine Fanfare der ungehinderten Bewegungsfreiheit – für manche ein Traum, für andere ein Albtraum.

Niemand wusste, wie lang dieses Wunder anhalten würde. Jetzt gingen täglich Tausende Menschen von den kleinen Booten an Land. Am Ende kam eine Million nach Europa.

Und Omar und ich würden uns ihnen anschließen.

Die Entscheidung war im August gefallen, als ich nach einem Einsatz im Jemen nach Kabul zurückgekehrt war. Ich kannte Omar, seitdem ich beruflich in Afghanistan stationiert war. Er hatte schon immer vom Westen geträumt, doch seitdem der Bürgerkrieg immer heftiger tobte und Bomben seine Heimatstadt verwüsteten, wuchs seine Sehnsucht ins Unermessliche. Amerikanische Soldaten zogen aus Afghanistan ab, und auch mich zog es fort – nach sieben Jahren Berichterstattung aus Kabul war ich ausgebrannt –, aber ich konnte Omar nicht zurücklassen. Auf dem Rückflug nach Kabul in jenem Sommer hatte ich immer wieder an meinen Freund denken müssen. Einen Plan hatte ich noch nicht, doch immerhin eine Idee, die allmählich Gestalt annahm. Omar und ich mussten reden.

WILLKOMMEN IM HAMID KARZAI INTERNATIONAL AIRPORT. An der Einreisekontrolle händigte ich meinen Reisepass aus und legte die Fingerspitzen auf den grün leuchtenden Scanner, ging weiter zum Gepäckförderband und holte meinen Koffer, zog ihn dann hinter mir her zur Sicherheitskontrolle, um ihn durchleuchten zu lassen. Der Polizist, der vor dem Monitor saß, suchte nach Waffen und Flaschen. In der Islamischen Republik Afghanistan ist Alkohol verboten, außer in den Botschaften und internationalen Organisationen, aber ausländische Besucher durften pro Person zwei kostbare Flaschen einführen. Ich hievte meinen Koffer auf das Förderband, stellte die Plastiktüte mit Scotch und Gin vom Duty-free-Shop in Istanbul daneben, ging zum anderen Ende des Bands und probte währenddessen im Geist meinen Text.

Meine Vorfahren stammen aus Japan und Europa, aber mit meinen Mandelaugen, dem schwarzen Haar, dem drahtigen Bart sehe ich tatsächlich befremdlich afghanisch aus. Daher gingen unweigerlich sämtliche Grenzwächter davon aus, dass ich Einheimischer mit *haram*-Schmuggelware sei und folglich ein lukrativer Fang, denn der beschlagnahmte Schnaps ließ sich auf dem Schwarzmarkt verkaufen. Im Lauf der Jahre war mein Persisch zwar besser geworden, die Grenzgespräche aber dadurch leider verfänglicher.

»Bruder, willst du mir weismachen, dass du kein Afghane bist?«

»Ich bin keiner«, sagte ich dann. »Schauen Sie sich meinen Namen an. Ich bin nicht mal Muslim – sorry.« Und ich sprintete mit dem Pass in der Hand zum Förderband, bevor sich der Polizist meine Flaschen schnappen konnte.

Draußen vor dem Terminal atmete ich tief die trockene Sommerluft ein. Ich hatte seit Sanaa nicht viel geschlafen, doch der Anblick ringsum ließ die Müdigkeit schlagartig weichen: in der Ferne die schneebedeckten Gipfel des Hindukusch, am Berghang die Slums, vor dem Tor der Humvee, den Geschützturm himmelwärts gerichtet. Auf dem Parkplatz erspähte ich einen goldenen Toyota Corolla und darin, mit aufgedrehtem Radio und offenem Fenster, rauchend, meinen Freund Omar. Er stieg aus und ging mir entgegen: größer als ich, breite Schultern und ebenso breites Grinsen. Als wir uns umarmten, stachen mich seine Bartstoppeln in die Wange, er roch nach Kölnischwasser und Rauch. Er entwand mir meinen Koffer und hievte ihn in den Kofferraum. Wir fädelten uns in den Kreisverkehr vor dem Flughafen ein, einen Strom aus Taxis, gepanzerten SUVs, Bussen, dazwischen schreiende Polizisten, an Scheiben klopfende Bettler, wandernde Händler, die Gestelle mit Telefonkarten und Zierrat fürs Armaturenbrett schwenkten. Wir krochen dahin, Omar leise fluchend, eine Hand am Steuer, in der anderen eine Pine, die er von Zeit zu Zeit zwischen den Lippen stecken ließ, um sich mit der Hand durch seinen dunklen Haarschopf zu fahren. Erst als wir draußen auf dem Flughafenzubringer waren und an den aneinandergereihten höhlenartigen Trauungssälen

entlangfahren, konnten wir durchatmen und uns auf den neuesten Stand bringen.

»Gut, dass du wieder da bist, *baradar*«, sagte er auf Dari. Er lächelte, ohne den Blick von der Straße zu wenden.

»Ich freu mich auch, Bruder«, sagte ich.

Er wusste, dass mein Mietvertrag auslief und ich zurückgekommen war, um das Haus zu räumen. Die halbe Stadt schien zu flüchten in diesem Sommer des *raftan*, *raftan* - weggehen, weggehen. Die Afghanen verloren den Glauben an eine hoffnungsvolle Zukunft ihres Landes. Der Mittelstand investierte seine Ersparnisse in Türkeiflüge und Einreisevisa; junge Männer stürmten Busse, die in die Wüste im Süden des Landes fuhren, wo der Iran beginnt. Auch Omars Familie strebte fort. Vier seiner Geschwister waren schon in Europa, und seine Mutter und eine Schwester bereiteten sich auf ihre Ausreise mit Hilfe von Schleusern vor. Omar selbst hatte lange den Plan gehabt, nach Amerika auszuwandern, mit einem Special Immigrant Visa,^[2] mit dem der US-Kongress seine loyalen afghanischen und irakischen Angestellten belohnte - Happy End für ein paar und Beruhigung des amerikanischen Gewissens. Omar wäre für das Programm infrage gekommen; er hatte als Dolmetscher für die Spezialkräfte im Gefecht gedient und bei USAID und Minenräumtruppen gearbeitet. Doch als er mir seinen Antrag zuschickte, sah ich sofort, dass es aussichtslos war. Er sollte alle möglichen Unterlagen einreichen, die er über die Jahre hätte sammeln

sollen, aber nicht gesammelt hatte: Zeugnisse und Bestätigungen von Dienstvorgesetzten, Kopien seiner Arbeitsverträge mit der US-Regierung. Wie sollte er jetzt einen Green Beret Captain ausfindig machen, von dem er nur den Vornamen wusste? Oder Unterlagen von einem Minenräumunternehmen beschaffen, das es inzwischen gar nicht mehr gab? *Hallo mein lieber und guter Bruder, mailte er mir, während ich außer Landes war. Hoffentlich geht es dir gut und alles ist in Ordnung. Bitte wünsche mir viel Glück und finde die Chance, das US-Visum zu bekommen und dorthin zu ziehen. Ich habe das Leben hier wirklich satt.*

Wir reichten alles ein, was wir hatten. Die Antwort ließ zwei Jahre auf sich warten. Dann hieß es: *Wir bedauern Ihnen mitteilen zu müssen, dass Ihr Ersuchen um Genehmigung des Chief of Mission (COM), einen Antrag für das SQ-Special-Immigrant-Visa (SIV)-Programm einzureichen, aus folgendem Grund/folgenden Gründen abgelehnt wurde: Fehlen ausreichender Dokumentation als Entscheidungsgrundlage ...*

Nachdem sich sein amerikanischer Traum zerschlagen hatte, blieb Omar nur die Option, die seine Mutter und Schwester nutzen wollten: die Schleuseroute nach Europa, eine lange und gefährliche Reise über Gebirge und Meer. Das war der Moment, in dem meine Idee entstand. Wenn Omar sich tatsächlich auf diesen Weg machen wollte, würde ich ihn begleiten und darüber schreiben. Angesichts der Gefahr, unterwegs gekidnappt oder verhaftet zu

werden, müsste ich mich als sein afghanischer Landsmann ausgeben, aber nach den vielen gefährlichen Einsätzen, die wir gemeinsam gemeistert hatten, hätte ich Omar mein Leben anvertraut. Auf diese Weise würde ich den Flüchtlingsuntergrund aus eigener Anschauung erleben. Und ich müsste meinen Freund nicht zurücklassen. Wir würden einander helfen. Und ich würde alle Kosten tragen.

Omar war erst einmal still, nachdem ich ihm, damals im August, vor meinem Haus im Auto sitzend alles auseinandergesetzt hatte. Er sah, dass es mir ernst war. Dann grinste er. »Natürlich können wir zusammen gehen.«

»Bist du sicher?«

»Ich bin sicher, Bruder.«

»Gut«, sagte ich. »Wann können wir aufbrechen?«

Er seufzte. »Noch nicht«, sagte er. Ich war davon ausgegangen, dass er jederzeit bereit wäre, aber so einfach war es dann doch nicht. Zuerst musste er seine Eltern außer Landes schaffen.

»Natürlich«, sagte ich.

Und es gab noch eine Person, die ihn hier in Kabul hielt: Laila. Sie war die Tochter seines Vermieters und wohnte zwei Häuser weiter. Seit einigen Jahren trafen sie einander heimlich, aber mir war nicht klar gewesen, wie ernst die Sache geworden war. Sie sei die Liebe seines Lebens, sagte er. Sie wollten heiraten. Aber sie stammte aus einer wohlhabenden Schia-Familie; Omar war Sunnit, und sein Besitz beschränkte sich auf den Corolla. Hätte er das Visum für Amerika bekommen, so hätte er ihrer Familie

etwas anzubieten gehabt. Er hätte Laila legal mitnehmen können. Jetzt musste er zuerst in Europa Asyl erhalten und dann zurückkommen und sie holen. Aber ihr Vater konnte während seiner Abwesenheit auf die Idee kommen, sie anderweitig zu verheiraten; sie könne die Entscheidung des Patriarchen zwar hinauszögern, sich aber nicht widersetzen, hatte Laila gesagt.

Das war sein Dilemma: Um Laila zu gewinnen, musste Omar das Land verlassen und das Risiko eingehen, sie zu verlieren.

Nachdem ich ihm an jenem Augusttag mein Angebot gemacht hatte, stellten wir mein Gepäck im Haus ab und zogen wieder los, um einiges zu erledigen. Erst spät abends kamen wir zurück, und das Viertel war, wie immer, ohne Strom. Es gab zwar einen Generator, aber als wir vorfuhren, sah ich kein Licht hinter den oberen Fenstern über der Hofmauer und dachte, es sei niemand zu Hause, doch auf Omars Hupen hin tauchte unser alter *chowkidar* Turabaz auf, unser Wächter, und öffnete uns das knarrende Tor. Wir fuhren hinein, und die Hündin bellte wild und warf sich in ihre Kette.

Ich hatte während der Jahre, die ich als freier Journalist hier gelebt hatte, in mehreren Kabuler Häusern gewohnt, aber dieses war das erste, das ich zu meinem gemacht hatte. Ein paar Jahre zuvor war ich mit drei anderen Ausländern dort eingezogen. Wir renovierten, pflanzten Rosen im Garten, veranstalteten Partys, und dann verließen

meine Freunde einer nach dem anderen das Land. Es folgten andere, immer flüchtigere Mitbewohner. Die meisten Ausländer, die nach Afghanistan kamen, blieben nicht lang. Für sie war es entweder ein Abenteuer, oder sie kamen, um Geld zu machen.

Ich stieg aus dem Auto und beleuchtete den ungepflegten gelben Rasen. Ich war monatelang fort gewesen. Der Schuppen, in dem wir mal Wodka destilliert hatten, war voller Müll. Jemand hatte, aus Sicherheitsgründen, ziemlich dilettantisch eine der Türen zur Straße vermauert. Und die Hündin, die bestenfalls wild war, hatte ein schmutzverfilztes Fell und flippte aus vor Begeisterung, als ich mich vor ihr niederkauerte. Sie leckte mir stürmisch die Hände. »Hat sich denn überhaupt niemand um sie gekümmert?«, fuhr ich Turabaz an.

Omar hockte neben unserem alten Gasgenerator. Wir hantierten daran herum, fluchten, aber er wollte nicht. Also gingen wir mit der Taschenlampe von einem Raum zum anderen, um die Einrichtung zu inspizieren. Ich wollte sie verkaufen und den Erlös Turabaz überlassen, weil er bald arbeitslos wäre. Allerdings hatten die Auswanderungswilligen mit ihren Haushaltsauflösungen längst die Kabuler Secondhandmärkte überschwemmt. Omar, der uns beim Einzug geholfen hatte, wusste noch genau, wie viel wir für jedes Möbelstück (zu viel) bezahlt hatten.

»Dafür hast du hundert Dollar ausgegeben«, sagte er und ließ den Lichtstrahl über ein verstaubtes

Pressspanregal wandern. »Jetzt ist es vielleicht noch fünf Dollar wert.«

Während Omar die Küche in Augenschein nahm, setzte ich mich im Wohnzimmer an einen Schreibtisch. Allmählich machte sich mein Jetlag bemerkbar. Wir hatten diesen Raum als Gemeinschaftsbüro genutzt, viele meiner Storys waren hier entstanden, im Winter beim Zischen eines Gasofens, im Sommer bei offener Gartentür. Die Flecken im Teppich waren bei der Düsternis kaum zu sehen. Mit der Fußspitze fuhr ich darüber – Rotwein. Wir hatten bei unseren Partys die Schreibtische zu einer Bar zusammengeschoben, die vom selbst gebrauten Punsch schnell klebrig wurde. Leute aus aller Welt hatten hier miteinander getanzt. Eine Zeit lang war dieses Land unser Zuhause gewesen. Jetzt zogen wir weiter, ließen es zurück wie eine zu eng gewordene Muschelschale.

Als Omar und ich mit der Inventur fertig waren, gingen wir mit der Hündin Gassi. Turabaz hatte sie Bād genannt, was das persische Wort für »Wind« ist. Hauptsächlich, meine ich, war sie ein Deutscher Schäferhund, und ich führte sie gern draußen vor, weil Hauseinbrüche zunehmend zum Problem wurden. Wenn ich mit ihr spazieren ging, schrien die Kinder auf der Straße beim Anblick ihrer dolchartigen Zähne *gorg*, Wolf. Sie war anhänglich, aber schwer erziehbar, weil sie als Welpen offensichtlich ein Trauma erlebt hatte. Beim geringsten Druck auf ihr Hinterteil begann sie knurrend dem eigenen Schwanz hinterherzujagen, und ich musste an Uroboros

denken, die sich selbst verzehrende Schlange. Einer meiner längst ausgezogenen Mitbewohner hatte sie aus einer Laune heraus in meiner Abwesenheit zu uns geholt. Was aus ihr werden sollte, war noch völlig unklar.

Nachts waren die Straßen von Kabul menschenleer. Wir gingen hinüber nach Kolola Puschta, dem Doppelhügel – der eine ein Friedhof, der andere Sitz einer Festung hinter Lehmmauern, die im neunzehnten Jahrhundert von den Briten gebaut wurde und heute eine afghanische Militäreinheit beherbergt. Während Bād in der Gosse allerlei zu beschnüffeln hatte, marschierte Omar voraus, in sein Telefon flüsternd. Er ließ Laila wissen, was er mir auf der Autofahrt mitgeteilt hatte: Er habe sich entschlossen, das Land zu verlassen, Flüchtling zu werden, aber nicht ehe er und Laila verlobt wären. In der Gewissheit, dass er in Europa Asyl bekomme und seine Braut nachholen könne, werde er bei ihrem Vater um ihre Hand anhalten. Mich hatte er schon vorgewarnt, dass es dauern werde, den Patriarchen zu überzeugen. Es habe keine Eile, hatte ich geantwortet. Ich müsse ohnehin in die USA zurück, um einen Auftrag abzuschließen, hätte aber vor, im Oktober wiederzukommen; bis dahin sei Omar bestimmt so weit.

Der Weg schlängelte sich hügelaufwärts zwischen Grabmälern, schartigen Steinen mit Stöcken und daran befestigten Fetzen. Gegenüber zeichneten sich die Umrisse der Festung ab, eine schwarze Silhouette vor dem Licht der Straßenlampen. Aus dem Friedhofsdunkel drang ein trockenes Husten, gefolgt von einem Schwall

Haschischgeruch. Ich packte Bāds Leine fester. Lass Omar versuchen, seine Liebste zu gewinnen, dachte ich. Wenn wir uns tatsächlich miteinander auf die Flucht begaben, brauchte auch ich noch Zeit; ich musste mich darauf vorbereiten, mich für einen Afghanen auszugeben, denn wenn wir erst unterwegs wären, gäbe es kein Zurück mehr – nicht, ohne meinen Freund im Stich zu lassen. Weil wir jederzeit durchsucht werden konnten, musste ich meine beiden Pässe zurücklassen, den amerikanischen und den kanadischen, mit denen ich mich jetzt so mühelos in dieser Welt vieler Grenzen bewegen konnte. Und es waren nicht nur Grenzübergänge und Zäune, die unsere Bewegungsfreiheit einschränkten, es gab auch Gesetze und Überwachungsnetze und weitere, unsichtbare Grenzen des Eigeninteresses – die Gleise, in denen unsere Leben liefen, die Scheuklappen unserer Phantasie. *Die Mauer ist auch in jedem von uns*, hat John Berger geschrieben.^[3]

Auf dem Hügel war eine von Bäumen umsäumte leere Fläche. Von dort blickte ich hinaus nach Norden, wo ich klar und scharf bis hinter Qasaba sehen konnte, wo die Armenviertel die steilen Hügel rings um die Hauptstadt hinaufkrochen. Der Strom war wieder da; viele der primitiven Hütten sind heute ans Netz angeschlossen. Omar, der sein Telefongespräch beendet hatte, kam zu mir herüber.

»Als wir zum ersten Mal hier waren, gab es kein Licht«, sagte er.

Wie so viele Afghanen seiner Generation war Omar als Flüchtling im Iran und in Pakistan aufgewachsen. 2002 war seine Familie aus dem Exil in die schwer angeschlagene afghanische Hauptstadt zurückgekehrt. Schutt türmte sich entlang der Straßen, und die Granateneinschläge in den Häuserfassaden waren mit zerschissenen Fetzen verhängt. Aber die Menschen hatten Hoffnung. Kabul wuchs sprunghaft, in Schwallen von Beton schossen Einkaufszentren und neonfarben leuchtende Tankstellen aus dem Boden, doch das Friedensversprechen war eine Lüge. Der Krieg, der draußen auf dem Land tobte, kam der Hauptstadt näher. Die Taliban rückten heran. Aber nachts sah man nichts von den zerschossenen Mauern unter Stacheldrahtrollen, auch nichts von den ungeteerten Straßen, wo die Witwen von Tagesanbruch an bettelten. Die Stadt, die vor uns lag, war ein Lichtermeer.

»Wunderschön«, sagte ich.

»Das stimmt. Und wenn Gott will, wird es eines Tages besser.«

»Aber du bist bereit zu gehen?«

Er drehte sich zu mir, und ich sah, wie müde er war.

»Für mich gibt es hier keine Zukunft. Du hast einen guten Job, du hast Papiere, du kannst reisen, wohin du willst.« Er blickte auf seine Stadt hinaus. »Das Einzige, was ich habe, ist mein Glück.«

2

Kurze Zeit danach flog ich nach New York, und als ich drei Monate später, Ende Oktober, mit dem fast leeren Flugzeug aus Istanbul zurückkam, war die Gepäckausgabe in Kabul umdrängt von Männern in weißen Gewändern, die ihre aus Mekka mitgebrachten Behälter mit heiligem Zemzem-Wasser vom Förderband luden. Der Hadsch des Jahres 2015 war ein Desaster gewesen, über zweitausend Menschen waren bei einer Massenpanik umgekommen, weitere hundert durch einen umgestürzten Baukran der Saudi Binladin Group.

Ich brachte meinen Schnaps sicher durch den Scanner und machte mich auf die Suche nach Omar, der mich auf dem Parkplatz erwartete. Die Wachleute im Flughafen wirkten nervös; ein paar Wochen zuvor hatten die Taliban die Stadt Kunduz nahe der tadschikischen Grenze eingenommen. Die Verteidigung der Regierungstruppen war unter dem unerwarteten Angriff rasch zusammengebrochen, und zum ersten Mal seit 2001 hissten die Taliban wieder ihre weißen Fahnen in einer Provinzhauptstadt. Ein Strom heimatlos gewordener Menschen machte sich Richtung Süden auf den Weg nach Kabul und verbreitete Panik entlang der Strecke. Nach dem Fall von Kunduz nahm der Exodus aus Afghanistan, der seit

der Grenzöffnung nach Europa in diesem Herbst ohnehin hysterische Züge hatte, noch einmal Fahrt auf.

Auf dem Weg vom Flughafen in die Stadt wollte ich Omar von dem sogenannten humanitären Korridor für Geflüchtete durch den Balkan berichten, aber er wusste schon alles aus den Nachrichten. Ein Wunder hatte uns den Weg freigemacht, dennoch hatte er, wie er mir gestand, weder Lailas Familie seinen Antrag gemacht noch die Ausreise seiner Eltern in die Wege geleitet. Es sei kompliziert, sagte er; er brauche mehr Zeit. Schon okay, sagte ich, denn ich wollte noch eine letzte Story in Afghanistan mit ihm machen. Bei der Einnahme von Kunduz hatte sich ein schockierender Zwischenfall ereignet:^[4] Ein Team der amerikanischen Spezialkräfte, die an der Seite afghanischer Truppen versuchten, Kunduz zurückzuerobern, hatte eine Klinik der Ärzte ohne Grenzen bombardiert und zweiundvierzig Menschen getötet. Das Militär bezeichnete den Luftangriff als tragischen Unfall, aber ich wusste, dass die lokalen Behörden dieses Krankenhaus schon lange im Visier hatten, weil dort verwundete Aufständische behandelt wurden. Ich wollte der Sache nachgehen und brauchte Omar als Fahrer. Wir würden, so mein Plan, gemeinsam nach Kunduz fahren, und während ich meinen Artikel schrieb, würde er seine Angelegenheiten mit Laila klären. Wir mussten nichts überstürzen. Ich war zuversichtlich, dass wir Afghanistan in jedem Fall gemeinsam verlassen würden. Und mit unserer Flucht würde sich ein Kreis schließen, denn

seitdem wir uns kannten, meinte ich eine Parallelität im Verlauf unseres jeweiligen Lebens zu erkennen.

Mit Omar hatte ich seit meiner ersten Magazinstory über Afghanistan, sechseinhalb Jahre zuvor, zusammengearbeitet. Das war im Frühjahr 2009, ich war vierundzwanzig und von *Harper's Magazine* beauftragt, einen Artikel über Oberst Abdul Raziq zu schreiben, einen Kommandeur der Grenzpolizei, der ein wichtiger Verbündeter des US-Militärs war, aber auch, Gerüchten zufolge, mit Drogenhändlern im Bund stand.^[5] Ich wollte in Raziqs Provinz Kandahar reisen, wo die Taliban ihren Stützpunkt hatten, aber die Zeitschrift konnte sich keinen der etablierten Mittler aus der Hauptstadt leisten, die für einen Trip in den gefährlichen Süden – falls sie überhaupt dazu bereit waren – Hunderte Dollar am Tag berechneten.

Ich wohnte im Mustafa Hotel in der Kabuler Innenstadt, und als ich Abdullah, dem schwermütigen Geschäftsführer, meine Zwangslage darlegte, wusste er gleich den richtigen Mann für mich, einen ehemaligen Militärdolmetscher, der sich ebenfalls erste Sporen im Journalismus verdiente. So kam es, dass eines Tages, als ich die Lobby betrat, ein junger Mann meines Alters auf mich wartete: Omar. Er sprang sofort auf und nahm meine Hand zwischen seine rauen Handflächen: »Schön, dich zu sehen, Bruder«, sagte er. »Klar fahr ich mit dir nach Kandahar, kein Problem.«

Es war Mittag, und er fragte, ob ich hungrig sei. Wir traten auf die abgesperrte Straße hinaus, die sich das

Mustafa mit der indischen Botschaft teilte, ein Ort, an dem Besucher zwar vor Entführungen sicher waren, aber nicht vor gelegentlichen Autobomben. Omars Corolla stand ganz in der Nähe. Es war eine kurze Fahrt zum Restaurant, doch ein langsames Dahinkriechen im dichten Verkehr auf tief gefurchten, staubigen Straßen entlang des Schahr-e-Nou-Parks.

»Kandahar ist im Arsch«, sagte Omar. Sein nahezu fließendes Englisch war gespickt mit den Kraftausdrücken, die er von den Soldaten gelernt hatte. »Ich war mit den Koalitionstruppen dort.« Während der vergangenen Jahre hatte er im Süden des Landes auf Vertragsbasis für die Amerikaner, Kanadier und Briten gearbeitet, war die gefährlichen Patrouillen und das öde Leben auf dem Stützpunkt aber zunehmend leid und wollte in eigener Regie in Kabul, wo es damals von Ausländern wimmelte, als Ortskraft arbeiten.

Der Krieg gegen den Terror begleitete Omars Leben, seitdem er erwachsen war; wie bei mir. Er war im Exil aufgewachsen, und als er kurz nach dem Einmarsch der Amerikaner mit seiner Familie nach Afghanistan zurückkehrte, freute er sich auf die verheißene neue Zeit, eine Ära des Friedens und Wiederaufbaus. Doch das Land lag in Trümmern, und Jobs gab es so gut wie nicht. Und weil ihm zu Ohren gekommen war, dass die ausländischen Truppen für die gefährliche Arbeit unten in Kandahar gut zahlten, stieg er 2006 in den Bus, ohne seiner Mutter zu sagen, wohin er wollte.

Paschto, die Sprache des Südens, konnte er kaum, aber Englisch sprechende Einheimische wurden händeringend gesucht, und daher engagierte ihn auf der Stelle eines der Unternehmen, die den Ausländern Dolmetscher zur Verfügung stellten. Omars erster Einsatz war bei den Kanadiern; sein Einstiegsgehalt betrug sechshundert Dollar im Monat, sechsmal so viel, wie ein gewöhnlicher afghanischer Soldat verdiente.^[6] Er und die anderen Dolmetscher lebten auf dem riesigen Stützpunkt, der neben dem Flughafen aus dem Boden gestampft worden war, hinter Wällen aus erdgefüllten Schanzkörben und Stacheldrahtverhau, in einem Gitternetz aus Wohncontainern zwischen staubigen Kiesflächen, die das grelle Sonnenlicht reflektierten. Gewaltige Panzerfahrzeuge, ohrenbetäubender Lärm der landenden Jets, Generatoren, die Tag und Nacht Benzin fraßen, um klimatisierte Zelte mit Strom zu versorgen, ungezählte Paletten mit Getränkekisten und gefrorenen Steaks, die glückchengeschmückte Lastwagen von pakistanischen Häfen herbeischafften – Omar war überwältigt.

Seit früher Kindheit hatte er Menschen aus dem Westen im Fernsehen gesehen, aber hier begegnete er ihnen zum ersten Mal aus der Nähe. Wie die anderen *Terps*, die Dolmetscher, übernahm er ihr vertrauenswürdiges Image, indem er sich den Soldatenslang, die glatt rasierten Wangen, die Sonnenbrillen aneignete, ihren Respekt vor Regeln und ihre Einstellung gegenüber den *Bad Guys*. Das fiel ihm ganz leicht, denn er mochte die Kanadier. Er

wusste, dass sie aus einem Land der Fülle kamen, aber sie erschienen ihm noch viel großzügiger und ehrlicher als die Menschen, zwischen denen er als Flüchtling im Iran und in Pakistan aufgewachsen war, wo materielle Not und Angst selbst Freunde und Verwandte gegeneinander aufbrachte. Die *Canucks* teilten ihre stummeligen Zigaretten mit ihm und schenkten ihm Winterjacken und Stiefel aus synthetischen Materialien, mit denen er nie zuvor in Berührung gekommen war. »Ihre Augen waren voll«, wie die persische Redewendung besagt. Die Ausländer sagten, sie seien gekommen, um den Terrorismus zu bekämpfen und seinem Land zu helfen. Omar glaubte ihnen.

Doch in den ländlichen Gegenden rings um die Stadt waren die Taliban auf dem Vormarsch. Vom Hubschrauber aus sah das Pandschwai-Tal im Vergleich mit der Wüste saftig grün aus, und entlang der schlammfarbenen Kanäle wuchsen Maulbeerbäume. Granatapfelgärten reihten sich aneinander, auf jeder Parzelle gab es hinter den Erdwällen, die sie einfassten, eine Kuh und ein paar Schafe und einen Wachhund, und bestellt wurde das Land von Subsistenzbauern, vorwiegend Pächtern. Die unter Helm und Panzerweste schwitzenden Kanadier marschierten Dämme entlang, in deren weichem Boden sich auch Kanister mit selbst gebasteltem Sprengstoff verbergen konnten, *Beinlotterie* nannten sie das. Die Hunde mussten sie manchmal erschießen, wenn sie in diesen kleinen Siedlungen Razzien durchführten, Blechkisten und Bettzeug durchsuchten und im Innenhof mit Bajonetten

und Metalldetektoren in den Boden stachen. Die Bewohner standen daneben, Frauen und Kinder leise weinend, die halbwüchsigen Söhne mit verdächtig weichen Händen und mürrischen Mienen, die alten Männern mit demselben argwöhnischen Blick, mit dem sie zuvor die Sowjets beäugt hatten.

Bei Tag patrouillierte die kanadische Infanterie in Truppenstärke, begleitet von afghanischer Armee und Polizei, die Nacht aber gehörte den Aufständischen und den Ausländern, die sie jagten, bärtigen Männern, die Omar manchmal mit Gefangenen sah, denen die Augen verbunden waren – eines der Dinge, nach denen er, das wusste er, nicht fragen durfte. Die Taliban nahmen ebenfalls Gefangene, die von mobilen Schariagerichten verurteilt wurden; gegen Kollaborateure wie Omar verhängten sie das Todesurteil. Drei seiner Dolmetscherkollegen wurden draußen vor der Stadt erschossen, weitere fünf kamen ums Leben, als ihr Bus auf dem Weg zum Stützpunkt von einer Bombe getroffen wurde.^[7] Omars Mutter flehte ihn an zu kündigen, aber er brauchte das Geld und kehrte immer wieder nach Kandahar und Helmand zurück, um eine Zeit lang für die Royal Marines oder für die Green Berets zu arbeiten. Die Terps erhielten keine Gefechtsausbildung und waren dennoch Teil des Kriegs. Kurz nachdem er angefangen hatte, erlebte er seine ersten Kampfhandlungen, als die Kanadier eine Offensive im Tal westlich der Stadt Kandahar führten.^[8] Sein Zug wurde losgeschickt, um ein paar

Erdwälle inmitten von Weingärten zu verteidigen. In seiner zweiten Nacht, die Omar frierend in einem Panzerfahrzeug verbrachte, holte ein Soldat ihn heraus und reichte ihm ein Gewehr.

»Kannst du damit umgehen?«, fragte der Kanadier. Er klang beunruhigt. »Es sind jede Menge Bad Guys unterwegs.«

Omar umfasste das kalte Plastik des C7. Im Iran hatten er und seine Klassenkameraden für den Fall eines amerikanischen Einmarsches gelernt, mit Kalaschnikows zu schießen. Dieses neue Sturmgewehr unterschied sich nicht sehr davon.

Sie postierten ihn mit dem übrigen Zug, etwas mehr als dreißig Männern und einer Sanitäterin, im Umkreis. Dort draußen in der Nacht war eine unbekannte Zahl Taliban, die sich sammelten, um diesen isolierten Stützpunkt zu überrennen. Omar duckte sich hinter einen Erdwall. Jemand schrie, die Aufständischen versuchten von der Seite anzugreifen, und sofort begann die Schießerei, ein ohrenbetäubendes Inferno aus hereinkommenden Gewehrsalven und kanadischer Erwidern, die Fünfundzwanzig-Millimeter-Einschläge im Fahrzeugblech krachend wie Pfahlrammen.

Omar feuerte in die Dunkelheit, bis das Magazin leer war. Seine Ohren dröhnten, und er schmeckte Schießpulver. Endlich hörten sie das lang gezogene Donnern der herannahenden Jets. Ein Bombeneinschlag erhellte die Nacht und beleuchtete die Gesichter ringsum.

Im Morgengrauen rückten die kanadischen Panzer an und ließen die Erde erbeben. Als das Gefecht vorbei war, rückte der Zug aus und fand die Leichen in den Weingärten und zerschossenen Bauernhäusern, junge Männer mit blutgetränkten Gewändern und Patronengurten. Seine Landsleute.

Es fällt mir schwer, mich an Omar als den Fremden zu erinnern, der er an jenem Tag im Frühling 2009 war, als wir uns zum ersten Mal trafen und er mir beim Mittagessen von seiner Zeit in Kandahar erzählte. Deutlich in Erinnerung ist mir hingegen, wie üppig grün der Restaurantgarten war, in dem wir saßen und Hammelspieße aßen. Omar wollte wissen, ob ich zum ersten Mal in Afghanistan sei. Im vergangenen Herbst sei ich schon einmal hier gewesen, sagte ich, als Rucksackreisender durch Zentralasien.

Nach dem Collegeabschluss 2006 war ich wieder zu meinen Eltern nach Nova Scotia gezogen. Ich wollte Schriftsteller werden und dachte, ich fände draußen in der Welt das Material, das ich in meinem Inneren nicht fand. Nach zwei Jahren Jobben hatte ich genug Geld für ein Flugticket nach Paris im Frühjahr 2008. Von dort trampete ich in den Balkan, kopierte Straßenkarten in mein Notizbuch und schrieb Städtenamen dazu, in Blockbuchstaben, damit ich vom Straßenrand den Vorbeifahrenden aufgeschlagene Seiten hinhalten konnte: TRENTO, LJUBLJANA, NOVI SAD. Den Sommer

verbrachte ich in Kroatien, schwamm in trüben Flüssen und trank Slibowitz mit einer Gruppe Punks, die mich auf einem Musikfestival aufgelesen hatten. Ich schlief auf Sofas und sagte zu allem ja, was mir begegnete. Als der Herbst kam, beschloss ich, über Land nach Indien zu reisen, und legte mir eine Route durch Zentralasien zurecht, was bedeutete, dass ich entweder durch Turkmenistan oder durch Afghanistan musste. In Taschkent stellte sich heraus, dass ein afghanisches Visum leichter zu kriegen war, und so kam es, dass ich im Oktober die Freundschaftsbrücke, über die zwei Jahrzehnte früher die letzten sowjetischen Panzer abgezogen waren, Richtung Süden überquerte.

Darunter floss breit und schlammig der Amudarja dahin. Etwa auf der Mitte der Brücke hielt neben mir ein Fahrer, ein Händler auf dem Rückweg nach Mazar-e Scharif, wohin auch ich unterwegs war. In Nordafghanistan wird hauptsächlich Dari gesprochen, ein persischer Dialekt, und ich probierte gleich das erste Dutzend Wörter aus meinem mitgebrachten Sprachführer aus.

Die Straße führte an endlosen grauen Dünen entlang. Hin und wieder tauchten in der Ferne Zeltlager und Kamelherden aus dem Dunst auf und verschwanden wieder. Als wir die Dörfer im Umkreis von Mazar erreichten, starrte ich durchs Fenster auf die Lehmhäuser, auf die Männer mit langem Bart und Turban. In den ehemals sowjetischen Betonstädten, durch die ich zuletzt gekommen war, hatten die Leute Wodka trinkend in den Cafés gesessen, auch im Ramadan. Besonders überrascht